

Monique Tinney, Krankenhauseelsorgerin Charité

Sonntag Judika, 3. April 2022, 18 Uhr

Abendgottesdienst zur Fastenpredigtreihe: Heilung – Was tut not?
„Verwundete Körper“

Predigt über Psalm 22

2 Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen, bist fern meinem Schreien, den Worten meiner Klage?

3 Mein Gott, ich rufe bei Tag, doch du gibst keine Antwort; ich rufe bei Nacht und finde doch keine Ruhe.

4 Aber du bist heilig, du thronst über dem Lobpreis Israels.

5 Dir haben unsere Väter vertraut, sie haben vertraut und du hast sie gerettet.

7 Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch.

11 Von Geburt an bin ich geworfen auf dich, vom Mutterleib an, bist du mein Gott.

12 Sei mir nicht fern, denn die Not ist nahe, und niemand ist da, der hilft.

15 Ich bin hingeschüttet wie Wasser, gelöst haben sich all meine Glieder. Mein Herz ist in meinem Leib wie Wachs zerfließen.

16 Meine Kehle ist trocken wie eine Scherbe, die Zunge klebt mir am Gaumen, du legst mich in den Staub des Todes.

20 Du aber, Gott, halte dich nicht fern! Du meine Stärke, eile mir zu Hilfe!

(Übersetzung der Jerusalemer Bibel)

Der Friede unseres Gottes sei mit uns allen. Amen!

Das junge Paar hatte gewusst, dass sich der Kinderwunsch nicht erfüllen würde, denn wegen einer chronischen Erkrankung musste die junge Frau regelmäßig Medikamente einnehmen. Diese hielten die Erkrankung in Schach, hatten aber negative Auswirkungen auf ihre Fruchtbarkeit. Sie hatten sich schweren Herzens damit arrangiert, kinderlos zu bleiben. Dann stellt sie entgegen aller Prognosen fest, dass sie schwanger ist. Was für eine Freude! Ab der 14. Woche fühlt sie sich allerdings schlapp und der Arzt diagnostiziert eine Leukämie. Eine Chemotherapie lässt sich nicht aufschieben bis das Kind geboren ist, obwohl sie das zunächst versuchen. Aber die Krebszellen vermehren sich rasant. Ohne das Kind sind ihre Überlebenschancen größer. Die stille Geburt in der 20. Woche und der Abschied von ihrem Kind sind zugleich der Beginn einer langen und schwierigen Therapie, mit ungewissem Ausgang.

Da ist ein Ehepaar, beide Mitte 60. Sie wird wegen ihres Magenkrebses schon fast ein Jahr in unserer Klinik behandelt. Dünn ist sie geworden und schwach. Aber sie kämpft. Während ich sie auf der Krebsstation besuche, wird ihr Mann mit einer schweren Corona-Infektion in unsere Klinik eingeliefert. Am Aufnahmetag kann sie ihm am Telefon ein paar Worte sagen, antworten kann er nicht, dafür reicht ihm die Luft nicht mehr. Schon am nächsten Tag verschlechtert sich sein Zustand und er muss an die Herz-Lungen-Maschine. Weil er weiterhin hoch infektiös ist, kann sie ihn im gleichen Krankenhaus nicht besuchen. Nicht an seinem Bett stehen, nicht seine Hand halten. Acht Tage geht das so, acht Tage kämpfen Ärzte und Pflege um sein Leben. Dann stirbt er, ohne dass sich beide voneinander verabschieden konnten.

Krankenhäuser sind nicht nur Orte der Heilung, sondern auch Orte des Leidens, der Verzweiflung, der Angst und des Sterbens. Als Klinikseelsorgerin bin ich damit an einem Ort, an den die Kirche gehört. Was aber macht dieser Ort mit mir, mit meinem Glauben? Ich will versuchen davon zu erzählen.

Als Klinikseelsorgerin begegne ich Menschen in ihrem persönlichen Gethsemane, während sie ringen mit sich selbst, ihrem Leben, ihrer Not. Immer wieder auch führen diese Wege nach Golgatha. Und in der Begegnung mit Menschen in größter Not, wenn ich die Verzweiflung spüre, da weiß ich nichts zu sagen von Glaube und Zuversicht, da kann ich nichts erklären, weil ich selbst nichts verstehe. Auch mir drängt sich die große Frage nach dem „Warum?“ auf. Ich lese Worte aus Psalm 22, dem Predigttext:

- 2 Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen, bist fern meinem Schreien, den Worten meiner Klage?
- 3 Mein Gott, ich rufe bei Tag, doch du gibst keine Antwort; ich rufe bei Nacht und finde doch keine Ruhe.

Unter der Klage, die so oder ähnlich formuliert wird, von dem jungen Paar und der krebskranken Witwe, unter dieser Klage ist meine Glaubensburg aus Überzeugungen, Gewissheiten und Antworten, geschliffen worden.

Dient denen, die Gott lieben, wirklich alles zum Besten?

Ach, es wäre schön, dessen sicher zu sein!

Aber ich habe den Ort der Sicherheit verlassen und gelernt zu stottern und zu schweigen. Ich bewege mich im Krankenhaus immer wieder auf wankendem Boden und habe gelernt, Gott zu vermissen und zu suchen - statt zu wissen, wo und wie er sich finden lässt.

Manchmal begegne ich Menschen, die in ihrem Leid einen Sinn für sich entdecken können. Ich denke an einen Bauunternehmer, der sein Leben ganz und gar seiner Firma und immer neuen und größeren Bauprojekten gewidmet hatte. Dann erlitt er mehrere Hirnschläge, lag wochenlang im Koma. Weitere Wochen kämpfte er sich zurück ins Leben. Als er wieder sprechen gelernt hatte, sagte er mir, die Hirnschläge seien eine Art Warnschuss, sein Leben von Grund auf zu ändern. Würde er das Krankenhaus jemals verlassen, würde nur noch Zeit mit seiner Familie zählen, die er immer hintenangestellt hatte. Dieses Verständnis gab ihm Kraft, sich herauszukämpfen - er hatte seinem Leiden einen Sinn gegeben.

Einen objektiven Sinn gibt es nicht! Und niemand hat das Recht, von außen zu behaupten, Leiden erlöse, Leiden sei nötig, um auf den rechten Weg zu kommen. Leiden kann läutern, aber immer wieder auch zerbrechen Menschen an ihrem Leid und ihren Scherzen.

- 2 Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen, bist fern meinem Schreien, den Worten meiner Klage?
- 3 Mein Gott, ich rufe bei Tag, doch du gibst keine Antwort; ich rufe bei Nacht und finde doch keine Ruhe.

Woran also noch glauben? Was bleibt, wenn die Glaubensburg geschleift worden ist?

Im Psalm erinnert sich der Beter:

- 4 Du bist heilig, du thronst über dem Lobpreis Israels.5 Dir haben unsere Väter vertraut, sie haben vertraut und du hast sie gerettet.

7 Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch.

11 Von Geburt an bin ich geworfen auf dich, vom Mutterleib an, bist du mein Gott.

12 Sei mir nicht fern, denn die Not ist nahe, und niemand ist da, der hilft.

Der Psalmbeter erinnert sich an das Vertrauen der Vorfahren und an Gottes Gegenwart in ihrer Not. Er besinnt sich auch, dass er sein Leben aus Gottes Hand empfangen hat und Gott ihn Zeit seines Lebens begleitet. So erlebe ich es auch in den Krankenzimmern. Ein sich-Besinnen auf das, was Halt gibt, woraus Kraft erwächst. Da sind Fotos an die Wand gegenüber dem Bett geklebt: ich sehe eine festlich gedeckte Kaffeetafel an der eine ganze Familie Platz genommen hat. Beim einem anderen Patienten sehe ich Urlaubsfotos, die davon erzählen, dass er mit seiner Frau die halbe Welt bereist hat. Es sind Fotos, die daran erinnern, wer mir Halt gibt. Es sind Fotos die zeigen, was erlebt und ermöglicht worden ist. Es sind Fotos, die von der Leichtigkeit des Lebens sprechen. Sie zeichnen ein Gegenbild zu dem, was jetzt ist und geben Halt.

Ich sehe gemalte Bilder, die Enkelin hat der Oma den Garten gemalt, in dem sie zusammen im Sommer gespielt haben. Über manchen Betten hängt ein Engel, auf dem alle Hoffnung ruht, er möge beschützen und bewahren.

Die junge Frau, die zur Behandlung ihrer Leukämie kommt, hat den positiven Schwangerschaftstest dabei, der sie daran erinnert, dass sie für ein paar Wochen ihr Kind getragen hat.

Im Aushalten der Not, im Hineinfühlen in die Angst vieler Patientinnen und der Menschen, die zu ihnen gehören und im Sehen und Hören auf das, was sie im Leben gehalten und getragen hat, erfahren das Leid und die Not Mitgefühl und Wärme. Es ist ein hin und her geworfen Sein zwischen Zuversicht und Angst, zwischen Hoffen und Leiden.

5 Dir haben unsere Väter vertraut, sie haben vertraut und du hast sie gerettet.

7 Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch.

Es ist ein Betteln und Bitten, die Not lehrt das Flehen, wie es der Psalmbeter spricht:

12 Sei mir nicht fern, denn die Not ist nahe, und niemand ist da, der hilft.

Und dabei leisten die Ärzte und Pflegende und Therapeuten Unbeschreibliches. Immer schon. Und während dieser quälenden Monate der Pandemie weit über die Grenzen dessen, was machbar scheint. Und zu all der Not der Krankheiten kam auch noch die soziale Isolation, das mit aushalten müssen, dass Schwerstkranke ohne die Menschen bleiben mussten und müssen, die ihnen nahe sind und die um sie bangen.

Das flehentliche Bitten des Psalmbeters spricht auch aus, was Mitarbeitende in den Kliniken in den vergangenen Monaten empfunden haben:

12 Sei mir nicht fern, denn die Not ist nahe, und niemand ist da, der hilft.

In den Wochen nach der Beerdigung ihres Mannes, war die an Magenkrebs erkrankte Frau nur noch ein Schatten ihrer selbst. Hätte sie in Worte fassen müssen, wie es ihr geht, wären die Worte des Psalmbeters wohl passend gewesen:

15 Ich bin hingeschüttet wie Wasser, gelöst haben sich all meine Glieder. Mein Herz ist in meinem Leib wie Wachs zerflossen. 16 Meine Kehle ist trocken wie eine Scherbe, die Zunge klebt mir am Gaumen, du legst mich in den Staub des Todes.

Sie hat es nicht ertragen von ihrem Mann und dem gemeinsamen Leben zu sprechen. Mehrmals saß ich stumm an ihrem Bett und habe einfach ihre Hand gehalten. Gemeinsam blicken wir auf die Abbruchkante des Lebens. Es lässt sich nicht ausmachen, ob es dahinter eine Brücke gibt, auf der wir hinübergelangen können, dorthin, wo Licht ist. Wo die verwundete Seele Heilung erfährt.

Solches Leid braucht Mitgefühl und Wärme. Braucht ein Dasein. Es will ernstgenommen, angesehen und gewürdigt werden. Es verbieten sich Worte des billigen Trostes! Wie kann das gelingen? Wie ist das möglich?

Es wird möglich, wenn wir uns daran erinnern, dass wir selbst angewiesen sind auf Mitgefühl und Wärme. Dass jedes Leben kostbar ist und zerbrechlich.

Es wird möglich, wenn wir uns daran erinnern, was uns aufhilft, wenn wir selbst in Not geraten: dass ich gesehen bin und Menschen berührt sind von dem, was uns quält.

Es wird möglich, wenn wir aushalten, nicht zu wissen, ob sich ein Weg finden lässt, der aus dem Dunkel herausführt.

Es wird möglich, weil Gott selbst sich in das Dunkel und die Not hineinbegeben hat. Durch diesen Nazarener, der Angst erlitt und am Kreuz starb.

Es wird möglich, weil die Geschichte Gottes mit uns Menschen nicht am Kreuz endet, sondern, weil sie ein Ostern erlebt. Die Auferweckung Jesu ist eine dennoch-Geschichte. Eine Geschichte vom Trotzdem. Hier hat der Tod nicht das letzte Wort.

Einige Wochen nachdem das Paar ihr Kind still geboren hatte und die Chemotherapie in eine erste Pause ging, traf ich das Paar zu einem weiteren Gespräch. Die junge Frau erzählte mir, sie habe sich in den vergangenen Wochen damit gequält, dass ihr kleines Mädchen im Himmel ohne die Eltern doch nicht zurechtkommen würde. So klein und auf Hilfe angewiesen habe das Kind auf sie gewirkt. Dann aber habe sie im Traum ihre Großmutter gesehen, die vor einigen Jahren gestorben sei. Sie habe das Kind im Arm gehalten, gesungen habe sie, wie sie es einst für die junge Frau getan hatte. Getröstet sei sie nun, da sie weiß, ihrer Kleinen geht es gut in den Armen der Großmutter.

Hier hat der Tod nicht das letzte Wort! Kann man hier von Heilung sprechen?

Ich halte mich an diesen Dennoch-Glauben, der oft schweigt, der manchmal stammelt. Der auf die Frage nach dem großen Warum nur eine Antwort kennt: Ich weiß es nicht!

Ich halte mich an diesen Trotzdem-Glauben, der das Leiden nicht versteht und nicht akzeptiert, sondern dagegen rebelliert. Weil ich Gott suche und mit ihm ringe, wie einst Jakob am Jabbok: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“

Ich halte mich an diesen Dennoch-Glauben, der vor allem zuhört und dabei viel Schweres und manches Ungeahnte und Wunderbare hören darf.

Ich halte mich an diesen Dennoch-Glauben, der auf der Suche ist nach dieser Brücke, die an den Abbruchkanten des Lebens beginnt und sich nur langsam, tastend begehen lässt. Da, wo wir sie begehen, behält der Tod nicht das letzte Wort.

Ich halte mich an diesen Dennoch-Glauben, der an Gott festhält und ihn hereinbittet in jedes Krankenzimmer, so wie es der Psalmbeter sagt:

20 Du aber, Gott, halte dich nicht fern! Du meine Stärke, eile mir zu Hilfe!

Es ist ein Dennoch-Glaube, der festhält an der Hoffnung, der nicht vorbeisieht an der Not und gerade deshalb so unablässig Gott um seinen Beistand und seine Hilfe bittet.

Und dabei, wie es Hilde Domin in einem ihrer Gedichte sagt:

Nicht müde werden,

sondern dem Wunder

leise wie einem Vogel die Hand hinhalten. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, tiefer als unsere Angst und weiter als unser Herz, der bewahre uns, in Christus, unserem Bruder. Amen.